Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

gegen, daß die edlern Empfindungen des Gemüts, die insbesondre den deutschen Arbeiter mit der Arbeit verknüpften, übersehen seien, daß Hertzka die Arbeit nicht mit deutschen, sondern mit amerikanisch-semitischen Augen ansehe." Aber nicht die edlern Empfindungen übersieht Hertzka unsrer Ansicht nach, sondern nur deren innige Verknüpfung mit der Arbeit, was zweierlei ist. „Dieser Vorwurf, heißt es weiter, ist meines Erachtens unbegründet und beruht auf einer ungenauen Kenntnis der freiländischen Grundsätze." Die nun folgende längere Auseinandersetzung können wir nicht vollständig abdrucken. Sie legt dar, wie die berechtigte Selbstsucht im Wirtschaftsleben überhaupt wirkt und wie sie bei freiländischen Einrichtungen wirken würde. Den ersten dieser beiden Gegenstände behandelt nun zufällig eine längerer uns schon vorher zugegangner Aufsatz, den andern aber halten wir nicht für geeignet zu einer Erörterung. Wenn der freiländische Staat am Kenia oder sonstwo gegründet sein wird, dann werden wir es ja sehen, wie seine Einrichtungen wirken. In einzelnen Punkten sind wir mit dem Verfasser der Zuschrift einverstanden; so z. B. glauben auch wir, daß die meisten unsrer heutigen Fabrikarbeiter und Tagelöhner unter Verhältnissen arbeiten, wo von Liebe zum Beruf und Anhänglichkeit an die Berufsarbeit gar keine Rede sein kann. Der Verfasser scheint zu argwöhnen, wir hätten eine geringe Meinung von Hertzkas Charakter, und beugt dem Verdacht, als ob seine Fürsprache für den Schöpfer der Freilandsidee auf philosemitischen Neigungen beruhe, durch die Mitteilung vor, daß er seine reindeutsche Abstammung bis ins sechzehnte Jahrhundert hinauf nachzuweisen vermöge. Dessen hätte es nicht bedurft. Wir würdigen Hertzkas idealen Sinn und seine warme Menschenliebe vollauf, aber seine Auffassung der Arbeit vermögen wir nicht zu teilen. Sie ist übrigens nicht bloß bei den Semiten und Amerikanern zu finden, sondern auch bei den Engländern, bei den Sozialdemokraten und leider auch schon bei recht vielen Deutschen, die nicht Sozialdemokraten sind. Übrigens halten wir es für ein günstiges Zeichen, daß sich ein preußischer Landrichter für Ideen begeistert, die, so anfechtbar sie sonst auch sein mögen, doch einen sehr entschiednen Bruch mit dem Grundsatze Fiat justitia, pereat mundus bedeuten.

Litteratur

Ruggiero Bonghi: Die römischen Feste, illustrirt von G. A. Sartorio und Ugo Fleres. Deutsch von Alfred Ruhemann. Wien, Hartlebens Verlag

Die Feste des römischen Volkes in ihrer Reihenfolge vom Neujahr bis zu den Saturnalien und dann noch die ländlichen Feste zu schildern, war ein sehr löblicher Gedanke. Ursprung und Bedeutung der Festtage und die Gebräuche der Feier geben reichlichen Anlaß, in den Kultus und die Sitten einzuführen, unterhaltend zu belehren, und man muß dem Verfasser noch besonders dafür Dank wissen, daß er nicht nötig gefunden hat, die Früchte seiner antiquarischen Studien auf den Faden einer faden Liebesgeschichte zu reihen. Nicht nur die Jugend, an die sich der Übersetzer besonders wendet, wird das Buch mit Genuß und Nutzen lesen. Befremdend ist allerdings der Wechsel in der Darstellungsweise, indem Bonghi bald wie ein Zeitgenosse zu den damaligen Römern, bald zu seinen Zeitgenossen spricht, mitunter sogar in einem Atem. Zum Beispiel: „Und verteile,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nimm auch kostbare Geschenke: Bronze-, Silber- und auch Goldmünzen; letztere zu verschenken, ist allerdings erst später Gebrauch geworden, als der Luxus und die Begierde wuchsen." Wenig einverstanden sind wir mit dem größten Teile der Abbildungen des sonst schön ausgestatteten Werkes. Für eine wirkliche Illustrirung bietet es Stoff genug, Bauwerke, Landschaften, Skulpturen könnten die Erzählung ergänzen und beleben, und in diesem Sinne dürfen einige in den Text gedruckte Bilder gutgeheißen werden; aber so viel Phantasie muß doch dem Leser zugetraut werden, daß er sich vorstellen kann, wie Titus Tatius im Walde das glückbringende Eisenkraut gesammelt hat, oder wie die Vestalinnen zum Opfern gezogen sind, und zwar sich besser vorstellen kann, als in den manierirten Zeichnungen Sartorios. Sollen wir denn über die Bilderbücher für Erwachsene nie hinauskommen?

Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua), herausgegeben von A. Alsleben. Halle, M. Niemeyer, 1891

Bei der außerordentlichen Seltenheit Fischartischer Originaldrucke ist dieses Buch jedenfalls eine der wertvollsten Nummern der ganzen Sammlung von Neudrucken deutscher Litteraturwerke, die seit nunmehr fünfzehn Jahren unter Braunes Redaktion bei Niemeyer in Halle erscheint. Der Herausgeber hat dem Neudruck die letzte Ausgabe des Romans von 1590, die von Fischart selbst noch besorgt worden ist, zu Grunde gelegt. Durch verschiedne Typen sind aber die Zusätze der zweiten (von 1582) und der dritten Auflage (eben der von 1590) zu der ersten (von 1575) kenntlich gemacht worden, die Anmerkungen bringen dafür später weggelassenes aus den beiden ersten Ausgaben, sodaß ein synoptischer Abdruck der drei Bearbeitungen, die von Fischart selbst stammen, entstanden ist. Es ist nicht uninteressant, an der Hand dieser Zusammenstellung Fischart bei der Arbeit verfolgen zu können; besonders die zweite Ausgabe zeigt gegenüber der ersten mannichfaltige Veränderungen, bei denen die Absicht des Dichters ziemlich deutlich durchscheint.

Vor allem hat er Widersprüche, die ihm bei der freien Übertragung des Rabelaisischen Originals untergelaufen sind, beseitigt. Ein hübsches Beispiel dafür bietet das Kapitel von der Bedeutung der Farben blau und weiß, worin unter anderm auch erzählt wird, daß die Franzosen, ein lustiges Volk, gern weiße Federn auf den Hüten trügen: weiß ist die Farbe des Frohsinns. Natürlich hat es sich der deutsche Bär nicht entgehen lassen, bei der Erwähnung der Franzosen mit all der Derbheit, die ihm zu Gebote steht, in stabreimenden Schimpfwörtern gegen den politischen Feind loszuwettern. Und dabei giebt er im nächsten Satze harmlos die Worte eines dieser Franzosen wieder, worin dessen Landsleute freudig, lustig, angenehm und anmutig genannt werden. In den spätern Ausgaben suchen wir die beiden letzten Eigenschaften vergeblich. Aus einem ähnlichen Grunde wählt die Bearbeitung von 1582 deutsche Ortsnamen, wo 1575 noch die welschen des Rabelais stehen. Die Anschaulichkeit soll gefördert werden, wenn unbenannte Nebenpersonen charakteristische Namen erhalten und eingestreute Episoden nach bekannten deutschen Städten verlegt werden.

An Genauigkeit und Vollständigkeit der Wiedergabe der drei Vorlagen leistet unser Neudruck wohl das menschenmögliche; Vollkommenheit ist natürlich unmöglich, das zeigt bei dieser Arbeit ein Vergleich des in Facsimile beigegebnen Titelblattes von 1590 mit den Abdrücken des Herausgebers in der Einleitung und zu Beginn des Textes: Zeile 11 muß es Nichilburg statt Nichllburg und Zeile 15 unser statt vnser heißen; zwischen Druckort und -jahr fehlt der Punkt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwei andre dies Jahr erschienene Hefte der Neudrucke führen uns in die Anfänge der Reformationszeit zurück. Als Nummer 92 hat G. Kawerau zwei älteste Katechismen der lutherischen Reformation (von P. Schultz und Chr. Hegendorf) neu veröffentlicht; Heft 93 und 94 enthält Luthers Schrift Von den guten Werken aus dem Jahre 1520, die N. Müller nach der in Danzig befindlichen, erst jüngst von ihm selbst entdeckten Originalhandschrift herausgegeben hat. Diese authentische Urkunde von Luthers Sprache vor der Bibelübersetzung — die einzige aus so früher Zeit außer seinen Briefen — zeigt, wie willkürlich Setzer und Korrektoren nicht nur mit Luthers Orthographie und Interpunktion, sondern auch in seinem Wortschatz und seinem Satzbau gewirtschaftet haben. Die Vermutung liegt nahe, daß auch bei andern Werken des Reformators mit ähnlicher Willkür umgesprungen worden ist.

Schiller als Philosoph. Von Kuno Fischer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweites Buch. Die akademische Zeit, 1789—1796. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1892

Das Wort Ideal ist heute in weiten Kreisen verpönt. Wer vor einer gewissen Zuhörerschaft die körperliche Schönheit für den Abglanz der heitern Regionen erklären wollte, wo die reinen Formen wohnen, und für eine Einladung, sich zu ihnen emporzuschwingen, der würde gründlich ausgelacht werden als ein Tropf, der die größte aller geistigen Umwälzungen, den wichtigsten aller Fortschritte verschlafen hätte. Für schön gilt nach der neuen Wissenschaft einem jeden lebendigen Wesen, was der Erhaltung seiner Gattung förderlich ist; dem Aaskäfer sein Stück Aas, dem Heuschreck seine Heuschreckin, und wer der Schönheit einer Abendlandschaft oder eines Menschenkindes eine höhere Bedeutung beimessen will als jenen beiden Schönheiten, der ist ein Dummkopf oder ein Phantast oder ein durchs klassische Gymnasium verdorbener Schulfuchs. Es giebt aber doch noch solche Käuze, und wir gehören zu ihnen. Darum begrüßen wir Kuno Fischers Schillerstudien mit aufrichtiger Freude. Im allgemeinen sähen wir es ja lieber, wenn das Volk und die Jugend die Klassiker selbst fleißiger läse, und finden die meisten Schriften über die Klassiker ziemlich überflüssig, aber Werke wie das vorliegende stiften doch wirklichen Nutzen. Indem Kuno Fischer die Entwicklung der philosophischen Gedanken unsers großen Dichters aus nicht jedermann zugänglichen Quellen darstellt, erleichtert und vertieft er ihr Verständnis. Das zweite Buch beginnt mit dem ersten Einflusse Kants und schließt mit einer Erläuterung des großen philosophischen Lehrgedichts „Das Ideal und das Leben." Den Hauptinhalt bildet die Darstellung des Kampfes zwischen der moralischen und der ästhetischen Weltansicht in Schillers Seele. Schiller rang unermüdlich nach einer Versöhnung beider, aber sie ist ihm nur unvollkommen gelungen. Die Vergleichung seiner Aussagen darüber, schreibt Fischer S. 167, führt zu keinem einfachen Resultat, sondern zu einer Streitfrage, die in antinomische Sätze zerfällt. Der Abschnitt über Schillers Streit mit Bürger, über seine entschiedne Abwendung von einer Richtung, die heute realistisch oder naturalistisch genannt wird, worin er aber nur eine Entweihung der Kunst sah, ist unsern heutigen Dichtern und Kritikern besonders warm zu empfehlen. Schiller schrieb im Jahre 1791 sein hartes Urteil über Bürger von dem Standpunkte aus, den er soeben in dem Gedichte „Die Künstler" mit der Mahnung kenntlich gemacht hatte: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!"

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG